

















Der Berg ruft

Eine Gratwanderung zwischen Hochland und Metropole

Hans-Peter Meier

«Der Berg ruft» ist der Titel eines Filmklassikers¹. Der Berg hat, wenn man geduldig hinhört, eine Stimme. Er schweigt, dröhnt, kracht, heult – als wütendes Ungetüm –, oder er flüstert aus Nebel und Wolken – als träumender Riese im Schlaf. Der Berg ist zwar geologisch und tektonisch geformte Masse, doch bildet diese nur den Rohstoff. Tschingelhörner, Sardona, Piz Segnes – der physische Berg wird zur Gestalt, prägt Ikonen und Figuren, die ihre Sinne ausspielen. Sie zeigen je nach Wetter, Tageszeit und Saison ihre besonderen Gesichter; Erscheinungsbilder, die Maler inspirieren und unzählige Bildbände und private Fotoalben füllen. Schon als Kind habe ich die Berge um mich herum wie ein Spiel auf einer riesigen Rundbühne erlebt – weit mehr den bloss als Kulisse: zuweilen schreckliches Drama unter Gewittern, ein anderes Mal als liebliches, sommerliches Märchenspiel. Das Rufen des Bergs, die Berührung und der Kampf mit ihm, das alles ist nur ein winziger Teil seines Wesens. Er ist die Kontrastfigur zum Unterland: Der Berg strahlt sein Bild ins Land hinaus und verhüllt es zugleich, er ruft mit all seinen Klängen, er hört sich im Widerhall selbst, er arbeitet wie ein Athlet und wirft Steine um sich, er treibt sich hoch oder leidet an seinem Verfall, er überragt das Tal und zieht sich alle hundert Meter von allem zurück, was das Unterland in Hülle und Fülle besitzt. Der Schnee liegt lange, satte Wiesen werden karg, Strassen werden Wege, Pfade enden in Weglosigkeit, Häuser werden Hütten, dann Ställe und münden in siedlungsloses Gelände, Tiere werden selten, Menschen werden abgewiesen und oben auf der Kuppel sieht man das Tal nicht mehr, sondern nur noch den Himmelsbogen. Der bärenstarke Athlet wird zum subtilen Asketen der Kargheit und vereinigt sich mit dem Kosmos über sich.

Der Berg fasziniert dank dieser Eigenschaften. Schon aus der Ferne lenkt er die Sinne auf seine Erscheinung – Zürich umgibt sich bei Föhn mit seinen «Hausbergen». Auf Münchens Postkarten erglänzen im Hintergrund die Bayerischen Alpen, die im Alltag der Flächenstadt unsichtbar sind.

Der Berg zieht Menschen in sein Gelände und spielt den Verwandlungskünstler. Man hört anders, wenn man sich auf den Berg einlässt und sich ihm mitsamt dem Körper und seinen Sinnen übergibt: Sein Rufen wird geheimnisvolles Sprechen, Widerhall, fast absolute Stille, unerwartete Mischungen von Tönen und Klängen, Übergänge wie das abrupte Schwinden des Krachs einer Passstrasse, wenn eine Kante, die zur Hochebene oder zum Gipfel führt, überschritten wird. Der Berg provoziert. Er wirkt wie ein Antikörper zur Ebene mit ihren Metropolen, zum Flächengelände, wo sich intensive Nutzungen, Verkehr, Produktivität und Effizienz ausbreiten und sich miteinander multiplizieren.

Der Berg ist subversiv. Er kippt sein Gegenüber, das Flächengelände, ins Gegenteil. In seinem Machtgebiet werden Strassen zu schmalen, steilen Pfaden und weglosem Terrain. Die technisch geregelte Sicherheit und Perfektion der Metropolen schwindet, je höher man steigt. Der Blick über die Kante in den Abgrund oder hinauf in die nächste Steilwand löst Schaudern aus und Angst, vom Pfad abzukommen. Bald paart sich das Schaudern mit der bewundernden Unterwerfung: Der Berg zeigt seine Erhabenheit.

Siedlungen machen kargen Bauten Platz, Hütten, Unterständen; der asketische Berg verweigert schliesslich das bewohnbare Gehäuse vollends und verlangt Siedlungslosigkeit. Der Berg ist der Natur als Gegenwelt zur Flächenlandschaft verpflichtet und kommt dieser Pflicht mit jeder vernichteten Baute im höheren, dafür nicht vorgesehenen Gebiet durch Steinschlag, Lawinen, Verwitterung nach. Was im Unterland an Siedlungsbrei wuchert, wird vom Berg abgewiesen, erschwert oder zerschmettert. Die höchsten Hütten sind Kampfplätze, wo Sicherheit und Perfektion der normalen Siedlung stets in Frage gestellt werden. Ruinen sind die Mahnmale am Berg, die uns erschauern oder die Überlegenheit und die erhabene Kraft des Berges erfahren lassen.

Der Berg löst die Gesellschaft des städtischen Alltags auf. Am Berg erfährt man sich als Kleingruppe oder Individuum eines Schicksals besonderer Art. Die im urbanen Alltag automatische Sicherheit und Perfektion der Regelungen, das Fahrplan- und Agendaregime, alles verfällt bergwärts. Man bleibt dem Berg stets irgendwie und irgendwo ausgeliefert. Schliesslich verweigert der Asket den begehrlichen Menschen den Zutritt zu bestimmten Stellen, Abgründen, Hochebenen, Gipfeln, Couloirs – oder er verweist auf die Kampfplätze, Unglücksstellen Abgestürzter, wo er seine Überlegenheit beweisen konnte.

So zerlegt der Berg die Leitwerte der Metropole, des urbanen Unterlands, des Flächengeländes. Die perfekte und geregelte Maschinerie des Alltags, die wie eine säkulare Religion gelebt wird, erhält am Berg eine gewaltige und einmalige Antwort – der Berg ist Naturgelände, er setzt der Perfektion und dem Komfort im modernen Siedlungsraum das Ungewisse und das Risiko entgegen. Die gebirgige Schweiz widersetzt sich jenem Bild, das sie zum nivellierten Stadtland macht und die Berge als Parklandschaft um sich gruppiert. Der Berg verweigert sich, seine Einmaligkeit und Stärke als Macht- und Sakralgelände wirken als Gegenbild zu den Regionen und Orten, die in den gläsernen und künstlichen Silhouetten gleichgeschaltet sind.

Die Weltgesellschaft lässt sich anhand ihrer Berge beschreiben: Man verzeichnet und markiert diejenigen, die als heilig gelten, die durch Betruhe und Riten verehrt wurden oder werden. So entsteht ein eindrückliches Bild der globalen Gesellschaft durch die Zeit, vom Olymp der griechischen Götter bis zu den neuen Ikonen der weltweit gesteigerten Höhenlust – in den Alpen, in Asien und in allen Ländern und Gebieten, die markante Figuren in den Himmel zeichnen. Doch aussagekräftig wird diese Geografie erst, wenn auch die entheiligten Berge registriert werden, jene, die abgetragen, mit Tunneln durchstochen, zu Tummelfeldern der Freizeit oder zu ehrwürdigen Parklandschaften verwandelt

wurden. Der Berg wird von den Metropolen her mehr und mehr angegriffen, seine heiligen Bezirke werden in die höchsten Terrains verschoben. Plötzlich steht da eines Tages statt des Gipfelkreuzes eine «Endstation Sehnsucht» mit Vergnügungsfläche, flankiert von Wellness-Liegestühlen, abgesichert mit professionellen Freizeitanimatoren und Rettungsprofis. Die Entblätterung der Berge ist eine dynamische und zuweilen dramatische Geschichte. Der heilige Berg steht im Gipfelsturm jener von Sehn- und Sinnsucht Getriebenen, die den Berg berühren und umarmen möchten, bis er seine mystische Kraft verloren hat.

Warum bleibt der Berg ein bärenstarker Athlet und zugleich ein mystisch begabter Asket? Ich erinnere mich an Passagen durch die Bergwelt, an eigenartige Gesten, die vom Berg ausgehen. Sie haben Philosophen, zum Beispiel Georg Simmel, noch am Anfang des 20. Jahrhunderts im Hinblick auf das nervöse Geistesleben der Grossstädte dazu angeregt, am Berg auf Sinn- und Zeitfragen Antworten zu geben.² Meine stärksten Eindrücke stammen aus der Kindheit und sind sinnlich: Berge «drücken» als kolossale Masse auf Sinne und Seele. Wenn man dem Walensee entlang im engen Eingangstor nach Rätien wandert, spürt man, dass das Tageslicht eigenartige Tönungen annimmt. Die Schwere des Gebirgskörpers wendet die Leichtigkeit des Lichts in ein mystisches Dunkel. Es sind die Stille und die Macht der kompakten Gebirgsketten, die dem Licht seine Bewegung und Nervosität wegzaubern, wie eine Kathedrale das Laute und Grelle in sakrale Ruhe und Stille zu wandeln vermag. Was auf dem Flächengelände der Städte und Metropolen grenzenlos in Bewegung und in grellem Licht passiert – hin und her fahrende Züge, Autos, Menschen und Güter –, das gesamte hektische Regime des Tages wird unterworfen. Die totale Entgrenzung des modernen Lebens wird von oben begrenzt. Der Asket stellt sich auch an schönen Wettertagen dem Streben des Talgeschehens und des Flächenregimes entgegen, möglichst schnell und überall da und dort zu sein.

Der Berg bricht den Tag, das Helle, das Licht – das ist die eine Seite. Die andere: Der Berg bricht die Nacht und hellt sie auf. Sie steigt vom Talgrund die Geröllhalden, Bäche, Schneefelder und Terrassen hoch und wird je höher, desto heller. Der Asket leuchtet nachts an bestimmten Stellen über den Gipfeln, bis die Sterne, der Kosmos, diesen Aufstieg aufnehmen und in der Morgenfrühe der Tag oben im hellen Licht neu beginnt und langsam im Spiel von Schatten und Helle ins Tal niedersteigt. Das Gebirge liest sich wie eine «Zeitleiter» der Mystik vom Unten zum Oben, vom Diesseits in die Ahnungen eines Jenseits. Der Berg ist Transzendenz – Visionär des Einen und Ganzen (en kai pan). Er stellt die Frage nach dem Kosmos und deutet Antworten an –

die Erfahrung mystischer Stufen bis zur *Unio mystica*. Der Berg hat sakrale Züge. Sein Umgang mit Tag und Nacht zeigt es sinnlich im Spiel des Lichts und der Töne. Das Gebirge ist ein Klangkörper besonderer Art. Er nimmt die Töne der Ebene auf und wandelt sie als Klangleiter über die Maiensäss-, Alpen-, Steilwand-, Hochebenen- und Gipfelstufen vielfältig um – vom Lärm zum Rauschen, zur Stille, die, durch Widerhall unterbrochen, auf dem obersten Feld in die Ruhe, die Winde und die Farben des Himmelsbogens mündet.

Eine weitere Erfahrung vermittelt der Berg, wenn man sich ihm ausliefert und hinaufsteigt. Es kann ein Rausch entstehen, je mehr das Tal, die Fläche, das Unten zu schwinden beginnen und man ganz oben auf der mystischen Aufstiegsleiter nur noch den Himmelsbogen über sich sieht. In dieser Erfahrung gewinnt der Berg eine einmalige Faszination: die Ahnung von endloser Zeit und unbegrenztem Raum, des absoluten Panoramas. Diese Erfahrung kontrastiert für heutige Menschen diametral mit der Zeit- und Raumverpflichtung, die im Flächengelände den Takt angibt, der Erfahrung, immer überall zugleich zu sein, dem Fahrplanregime und dem Gegenwartsrausch (Präsentismus) der urbanen Gesellschaft.

Der Gipfel, die Hochebene bricht in einem engen Umkreis ab – in Abgründe, Gratwanderungen, Pässe, abfallende Wände. Der Berg regiert aber über das weitere Gebiet der Schweiz – hart in den Alpen, sanfter im Jura. Er macht Grenzen sichtbar, die dem flüchtigen Passagier und Pendler entgehen, der stets abfahrts- und ankunftsbereit, virtuell auf Sendung und Empfang sein muss.

Öffnet sich der Berg als Mystiker ins Grenzenlose, als Vernichter jeder Begrenzung, schafft er zugleich markante Grenzen. Die erste Grenze erfahren wir auf der Gratwanderung am eigenen Leib: Die gigantische Masse des Bergs macht unsere 70 bis 80 Kilo, die 72 Herzschläge pro Minute und die Schweißstropfen im Gelände zu einem Fast-Nichts. Der Berg lässt uns die körperliche Grenze der Existenz erfahren. Die Berührung mit dem Berg im Aufstiegserlebnis ist mehr als ein Spaziergang; man überschreitet diese Grenze, versöhnt auf dem Gipfel den eigenen, winzigen Leib mit dem Gebirge und nimmt an ihm teil – stets bleibt der Schauer des Abstiegs als Vorgefühl.

Die härteste Grenze, die das Gebirge prägt, ist die Scheidegrenze. Sie trennt Täler links und rechts, vorne und hinten durch Abgründe in verschiedene Welten. Der Berg ist der Wächter der Separation seiner tiefer gelegenen Gebiete. Er ist aufgrund dieser Scheidegrenzen kein multikultureller Idealist und ganz und gar kein Befürworter von Fusionen auch noch so kleiner Gesellschaften, die dank Scheidegrenzen

unter sich bleiben, sich selbst verteidigen und organisieren müssen. Der Berg sorgt durch Scheidegrenzen für Vielfalt und Diversität bei Pflanzen und Fauna, bei Klima und Wind- oder Wetterverhältnissen und Formen des Zusammenlebens, bei der Sprache und beim Sprechen. Als Schöpfer unzugänglicher Scheidegrenzen wirkt der Berg als mächtiger Gralshüter geopolitischer Verhältnisse in Kriegs- wie in Friedenszeiten. Er verbietet oder hemmt die wichtigsten Treiber des Unterlands, der Flächengelände und der Mobilität. Der Berg beruhigt weit über die Gipfel hinaus durch seine Flanken, Ketten, Gräte und Scheiden die umgebenden Gebiete, Regionen und Gemeinden. Die Grenzen erlauben oder erzwingen Eigenständigkeit und Selbstversorgung, wie zum Beispiel eine eigene Feuerwehr im Dorf.

Auf Gratwanderungen durch die Schweiz nehme ich oft ausländische Gäste mit. Wenn wir im Unterland beginnen, wo erst in der Ferne Scheidegrenzen sichtbar sind, sage ich jeweils: «Wir beginnen schon hier mit der Gratwanderung – die Gräte sind noch im Unterland auf geheimnisvolle Weise da.» In der Tat haben die alpinen Scheidegrenzen dazu beigetragen, dass die geopolitische Gliederung der Schweiz vielfältig geblieben und kaum verflacht ist. Ausländischen Gästen fällt denn auch auf, dass fast alle zwanzig Minuten ein besonders akzentuiertes Gelände, eine Stadt, ein Dorf oder ein Weiler ans Zugfenster rücken. Vitale Vielfalt braucht Trennung, Scheidung und Grenzen, um sich zu entwickeln und auszuleben – so wie Vögel besser und intensiver singen lernen, wenn sie in kleinen Verbänden in ihren eigenen Nischen leben können.³

Die Scheidegrenzen verdienen Lob, denn ihre Wirkung hat einen sehr langen Atem durch die Geschichte und den Kreis der Gebiete. Sie haben die Vielfalt der helvetischen Sozial- und Kulturlandschaft bis heute nachhaltig beeinflusst. In Befragungen antworteten rund drei Viertel auf die provokative Frage «Wären Sie einverstanden, wenn man die Schweiz wie ein Tischtuch auseinanderziehen würde, so dass sie so gross würde wie Frankreich?»⁴ mit Nein. Im Bild der Schweiz bleiben die Scheidegrenzen bis heute wirksam. Man liebt die Gräte auch dort, wo sie kaum mehr Anhöhen oder Hügel zur Verfügung haben. Rund um die Stadt Zürich zum Beispiel liebt man die eigene Autonomie der Gemeinde gerade deshalb, weil man von aussen oft einfach als Agglomeration abgewertet wird. Der mystische und Grenzen setzende Berg bleibt allmächtig bis ins Unterland und weckt die Sehnsucht der Städter.

Der Berg sorgt für ein vielseitiges Passwesen und liebt die Dialektik der Grenzen: Dort, wo es möglich war, auf zugänglichen Routen vom einen zum anderen Tal zu gelangen, entstanden Durchgangs-, Begegnungs- und Austauschzonen. Die Passgrenze gehört so zu seinem

Wesen wie die Scheidegrenze des Alpen- und Voralpenraums. Die Passgrenze erlaubte die langsame Kontaktnahme von durch Scheidegrenzen separierten Körpern. Der Grenzwächter Berg bewährt sich als Öffner von Grenzen. Wächter bleibt er lange Zeit insofern, als er die Pässe nicht leicht zugänglich und passierbar macht. Was hinaufgetragen und heruntergefahren wurde, durfte nicht zu schnell und zu oberflächlich Ort, Besitzer und Abnehmer wechseln. Der Berg ermöglichte den Verkehr, verlangsamte ihn aber auch. Wechselseitige Einflüsse über den Pass verliefen langsam und kaum merklich.

Nicht selten treffen sich Schafe aus zwei verfeindeten Gemeinden auf einem Terrain im Gebirge, das sie teilen. Der Berg als Wächter ist überfordert – zu weit von der Hochebene sind die Gemeindezentren im Tal unten entfernt, um die Situation zu klären. Denn im Grau von Nebel und Regen beginnen sich Grenzen zu verwischen und zu überschneiden; man hat das Gefühl, zugleich im Glarner-, im Bündner- und im Sarganserland zu sein. Berge haben im Höhenbereich Zonen sich überlappender Grenzen, die unscharf bleiben. Die Schafe verschiedener Zugehörigkeit erleben das Gefühl des Freiburgers oder des Bündners: Bin ich, wenn ich spreche, Romand oder Deutschschweizer, Rätoromane oder Deutschbündner – oder alles zugleich? Der Berg als Wächter braucht Geduld und Toleranz, in diesem Chaos seiner Pflicht nachzukommen. Er lässt, je höher diese Zonen liegen, die strenge Grenze ruhen und schaut zu. Die Überlappungen im Gebirgsland wirken bis heute ins Bild der Schweiz ein: Sie sorgen dafür, dass fast überall, in jeder Ecke des Landes, die benachbarte Region in der eigenen mit enthalten ist. Die Summe aller dieser sich überlappenden Zonen gehört zur Vielfalt und zur Vitalität, gerade weil sie Streit und Spannungen zur Folge haben.

Die Portalgrenze ist die jüngste Ausprägung der Grenzziehungen durch den Berg. Sie ist die Treiberin der grossen Veränderungen, der Entheiligung des Bergs. Das Gebirge mit seinem konservativen Regime provoziert Grossprojekte wie den Tunnelbau, das Durchstossen des Berginnern und die Schaffung von Portalen, durch die man ins Reich des Bergs transportiert wird. Die Porta Alpina war einer der prominenten Versuche. Unter dem Boden oder am Fuss des Bergs, auf Terrassen oder gar auf dem Gipfel entstehen Infrastrukturen, Bahnen, Restaurants, Verbauungen, Eventareale oder Parkflächen, die den Zufluss der Kunden maximieren und kanalisieren. Virtuelle Portale flankieren den Erfolg der physischen Portale. Sie sind wohl der heftigste Angriff auf den Berg als Gestalter und Wahrer von Grenzen.

Der Berg bleibt aber der Vater aller Grenzen: Über einem Gipfel ballt sich ein Gewitter, das sich von hier aus komplex entlädt: Hagel,

Schnee und Blitze erobern den Berg als Niederschlagszone mit schnell wechselnden Grenzen. Diese Niederschlagsgrenzen entscheiden über Gefahren – darüber, wo ein Murgang, ein Hochwasser oder ein lautes Eventgewitter niedergeht. Niederschlagsgrenzen haben eine eigenartige Wirkung. Sie kümmern sich nicht um geopolitische Kriterien und Grenzen – sie schaffen zum Beispiel temporäre Katastrophengebiete, die am Berg selbst unvermittelt in die ihm zugehörigen Teile und Täler übergreifen. Sie wandern und wüten wie Sturmwolken und erinnern an die apokalyptischen Reiter.

Der Berg ist mit seinem Herrschaftsraum ein eindrückliches Modell und spielt ein einmaliges Spiel von Grenzen über lange Dauer. In der genannten Folge zeigen sich Entwicklungen seit der Zeit der Scheidegrenzen, die von Passgrenzen und sich überlappenden Grenzen mehr und mehr geöffnet wurden. Einschneidend sind heute die Portal- und Erschliessungszonen, die den Berg erobern. Schon am Flughafen Zürich grüssen die Alpen als verlockendes und leicht greifbares Paradies der Sinne. Das vielfältige Wesen des Bergs, sein «Rufen» wird zum «Scheinen» im Bild. Dabei geht die wichtigste Rolle des Bergs vergessen: Der Berg ist das Gehäuse der Orte und die Heimat der Leute, die in seinem Umfeld leben und schon seit Jahrtausenden vertraut sind mit ihm. Der Berg hat eine besondere Kultur des Zusammenlebens geprägt und eine besondere Siedlungslandschaft.

- 1 «Der Berg ruft» (1938), Spielfilm von Luis Trenker zur Erstbesteigung des Matterhorns
- 2 Georg Simmel: Die Alpen, in: Philosophische Kultur. Klaus Wagenbach Verlag, Berlin 1983, S. 113–118
- 3 Siehe die Ergebnisse ornithologischer Forscher: «We found, repeatedly, that birds [that live in the same location] with a close relative have more divergent songs and colour patterns.» BBC Nature: Related birds evolve different songs and colours, www.bbc.co.uk
- 4 Hans-Peter Meier, Moritz Rosenmund: CH-Cement – das Bild der Schweiz. Eco Verlag, Zürich 1982; und Hans-Peter Meier, Susanne Hohermuth, Therese Walter: Isola elvetica – das Bild der Schweiz im Zeitalter der Globalisierung. Rüegger Verlag, Chur/Zürich 2003







